

## 70 Jahre Hans Magnus Enzensberger. Eine Nachlese

„... ja, nichts anderes als die frische Luft sei es gewesen, die ihn so lange am Leben erhalten habe, sagte er, und keiner solle denken, das sei selbstverständlich“. Das ließ sich Ludwig Harig einst von seinem Vater ins Stammbuch schreiben. Nicht Herz und Blut, nicht Photosynthese und Zellteilung, sondern der Äther sei als Lebenselixier zu nehmen, und weil es „gute und schlechte, dicke und dünne, leichte und schwere Luft“ gebe, gelte es achtsam hauszuhalten – der Mensch müsse zusehen, „welche Luft ihm zu seiner Verfassung zuträglich sei, und diese Luft brauche er nur durch sachkundiges Ein- und Ausatmen körpergemäß anzuwenden, um sich der Unbill dieser Welt zu widersetzen“. So ist das. Einer hat sie beherzigt, die Lehre des Verdunkämpfers Harig, nicht der Sohn Ludwig, aber ein Generationsgenosse: „Vermutlich ist er überhaupt kein Festkörper“, hat Peter Rühmkorf über ihn gemutmaßt, „sondern ein Luftwesen, das Prinzip Hoffnung auf Rädern, der Weltgeist auf Achse, sich den Zeitströmungen auf eine seglerhafte Art akkommodierend, dennoch sie schamlos nutzend zum Transport seiner selbst und zweitens seiner politischen Nutzlast“. Jetzt, zum Jubiläum dieses Luftwesens Hans Magnus Enzensberger, sind Leichtigkeit und Luft, als sollte eine für alle unabsehbar eine Summe ziehen, zum Titel des neuen Gedichtbuches geworden. Nicht daß Enzensberger von Beginn an versucht hätte, leicht zu sein, gelassen, heiter, luftig und quirlig. Im Gegenteil. Anfangs und für viele Jahre wollte er schwer sein. Aber es ist, als hätte er ein unvergleichlich produktives Leben lang auf dieses „Leichter als Luft“ hin gelebt und jetzt erst sei er mit der geheimen Triebfeder seines Weges eins geworden.

**I.**  
Schwer sein. Als er jung war und auch die Bundesrepublik („Musterland / Mördergrube, in die ich herzlich geworfen bin“) noch nicht alt, hatte Enzensberger ins Weltgeschehen eingreifen wollen mit großem rhetorischem Furor, hatte Positionen bezogen und eingeklagt, den wieder wohliger gerundeten deutschen Politikörper an der Elle der Ideologiekritik gemessen – nur die Skepsis des geborenen Ironikers, die fehlte nie ganz. Als einer der Erbittertesten hatte er in Gedicht und Essay das bundesrepublikanische Wirtschaftswunder mit Pech und Schwefel überzogen – nur im Gedicht erklang immer auch Leiseres, Idyllisches, Melancholisches, Naturpoetisches. Als einer der Lautesten hatte er die Revolution auf deutschem Boden herbeizureden versucht, die rebellischen Tagträume auf Castros Insel weitergeträumt – um sie dann klammheimlich und inkognito in der Poesie, im parabolischen Spiel „Untergang der Titanic“, zu begraben. Zum Pionier des grünen Zeitgeistes ist er bald darauf geworden, dann jedoch, Mitte der 70er Jahre, als die anderen, Dutschkes Mannen, den langen Marsch durch die Institutionen antraten, drehte er allen eine Nase: Jetzt singt Enzensberger ein (ironisches) Loblied auf den „Kleinbürger“, diesen Inbegriff des Verseuchten und Hinwegzurevolutionierenden von einst. Der kleine Mann nämlich habe unbeschadet das Getümmel der Weltpolitik durchstanden, weil er sich fortlaufend in Frage stelle (ein Salve in die linke Riege, die kein Wort so inflationär gebrauchte wie „Kritik“). Der „Kleinbürger“ spüre seine Überflüssigkeit nur zu sehr, hasse sich daher selbst, sei aber darob nur umso produktiver geworden – bequem vor dem Wind des Liberalismus macht er seinen Siegeszug um die Welt. In der Bescheidenheit, der gottlob errungenen, wenn auch geistlosen, bundesrepublikanischen Normalität verlangt es Enzensberger sich einzurichten in den 80er Jahren – ausgerechnet jetzt, da die intellektuelle Welt angesichts der Inthronisation Helmut Kohls ins kollektive Lamento verfällt.

Doch Enzensberger wäre nicht Enzensberger, wenn er nicht doppelte Böden und Tapentüren eingebaut hätte. Ganz am Ende der Essay-Sammlung jener Jahre, im titelgebenden Stück „Mittelmaß und Wahn“, da schlägt er eine Kapriole, die alle Umwertung der linken Glaubenssätze wieder auf den Kopf stellt (wer ihn einen puren Renegaten schimpfte, übersah das wohl): „Mittelmaß und Wahn

verhalten sich komplementär zueinander; ihr scheinbarer Gegensatz verbirgt ein tiefsitzendes Einverständnis“ – die entfesselte Gewalt der Terroristen ist keine Gegenkraft zum Spießbürger, sie ist heimlich gekettet an ihn. (Das ein wenig schamanistische Erbe Adornos ist in solchen ‚dialektischen‘ Enzensberger-Diagnosen deutlich spürbar.) Der Straßenverkehr, Inbegriff des Geregelterten, Zivilisierten, Rationalen, ist eine Vernichtungsmaschinerie, deren output an Opfern alles übertrifft, was Mafia, Terrorismus, Atomindustrie und Junkieszene zustandebringen:

*Dieses fortwährende Massaker gilt als das Gewöhnlichste der Welt; es ist das Gewöhnlichste der Welt.*

Erst hiermit, in diesen rhetorischen Schlußfiguren, die alles Lob der Normalität mit einem Schlag in Dämonologie verkehren, erst hier, mit der Beschwörung der Katastrophe im Hier und Jetzt, ist Enzensberger (wieder) ganz bei sich.

*Eskapismus, ruft ihr mir zu,  
vorwurfsvoll.*

*Was denn sonst, antworte ich,  
bei diesem Sauwetter! – spanne den Regenschirm und erhebe mich in die Lüfte*

Ende der 70er Jahre, nach dem Zusammenbruch der linken Utopien, fällt dieses erste große Bekenntnis zur luftigen Leichte. Es fällt in der Maske des „Fliegenden Robert“, einer Lieblingsfigur von Kindesbeinen an.

*Von euch aus gesehen,  
werde ich immer kleiner und kleiner,  
bis ich verschwunden bin.  
Ich hinterlasse nichts weiter  
als eine Legende*

Das ist Enzensbergers Variante der Luftlehre: Gib acht, daß du nicht zu viel Bodenhaftung gewinnst, von oben ist alles halb so ernst, nur ein Ameisenhaufen das Menschengeschäft. Laß Dir aber bloß den Spaß nicht verderben, komme ab und an und am besten immer dann, wenn keiner damit rechnet, hernieder auf Erden und sag dem emsigen Völkchen unten die Wahrheit ins Gesicht – daß sie Ameisen sind zum Beispiel, die irgendein unbekannter großer Demiurg in eine Versuchsanordnung zusammengebracht hat.

Er konnte nicht anders, er mußte vornewegeilen oder, wo rundherum eh schon alle im Trab waren, auf der Stelle treten, um sich lustig zu machen über die vergebliche Müh' der Weltverbesserung. Wo es nur noch darum ging, die Ärmel hochzukrempeln und mitzumischen, bei den Rangeleien um die Wiedervereinigung etwa oder in der „Buber-Walser“-Debatte, da zog er es vor, zu schweigen. Nur in der Frage des Asylrechtes, die das wiedervereinte Deutschland aufwühlte, redete er mit – im Essay „Die Große Wanderung“, brilliant wie stets, doch das Argument abwägend wie selten zuvor. Der apokalyptische Einschlag fehlt allerdings auch hier nicht – im Bild des sich auch im sicheren Deutschland wie ein Leitungsbrand ausbreitenden „massenhaften Straßenterrors“. (Die „Aussichten auf den Bürgerkrieg“ malen ein paar Jahre danach aus, was hier noch bloße Drohgebärde ist.) Kassandrarufer wie ehemals beim jungen Enzensberger, doch ihre Funktion ist jetzt eine ganz andere: Einst waren es Fanale zum Erstürmen des Verfassungsstaates, jetzt soll das Beschwören der Apokalypse den starken Polizeistaat legitimieren.

Manchmal weiß man nicht, war Enzensberger seiner Zeit weit voraus oder weit hinterher: In der

Büchnerpreisrede beklagt er die Störung nationaler Identität durch die deutsche Teilung, fordert Anerkennung der DDR und, eine noch größere Provokation damals, kurz nach dem Mauerbau, Wirtschaftshilfe für Ostdeutschland. Bahr und Brandt werden einige der Enzensberger'schen Ideen wahr machen, Helmut Kohl sie in seiner Weise vollenden. Ende der 60er Jahre entwirft er die forsche Utopie einer Medienlandschaft, in der es keine (starre) Trennung von Sender und Empfänger mehr gibt – Leo Kirch und Bill Gates haben sie in die Tat umgesetzt.

Enzensberger türmte moralische Luftschlösser auf, um der erste zu sein, der sie, wenn alle draufreingefallen waren, vor aller Augen genüßlich einzureißen. Er lieferte mit seiner formelhaften Gleichsetzung von A-Bombe und Auschwitz in den 60er Jahren einer Generation von friedensbewegten Fundis, Radikalos und Müslis an Basis und Universitäten das zugkräftige Stichwort und mit der Gleichung von Nazi- und BRD-Justiz während der Notstandsgesetze ein zweites. Hannah Arendts schlagende Kritik dieser simplen Gleichung – nicht zuletzt ein unverzeihlicher Affront gegen die Opfer der NS-Diktatur – ließ ihn kalt, doch nur ein Jahr darauf widert ihn die linke Intellektuellenszene, die die von ihm grob geschmiedete Waffe im ‚Klassenkampf‘ gerne gebraucht, an: Nun zeigt er sich von Abscheu für die „Mittelmäßigkeit des linken Juste-milieus ergriffen, dem er selber lange genug angehört hat“, wie sein Biograph Jörg Lau schreibt. Er flieht das ‚Milieu‘ – nur um später, in den 90er Jahren, mit demselben rhetorisch groben Schlegel auf die Pauke zu hauen, an einem Ende mit ausgetauschtem Etikett: „Hitler=Hussein“ hieß es nun, nicht, weil es einen imperialistischen Staat zu zersetzen gelte, sondern weil der Krieg im Namen der Menschenrechtspächter nicht schnell und entschlossen genug voran geht. Auch da war eine Enzensberger'sche hyperbolische Formel stärker als das Argument: Der Essay wurde in allen europäischen Verkehrssprachen nachgedruckt.

Nicht daß der liberal gewordene Enzensberger die Menschenrechte, diesen unverzichtbaren Kern jeder universalistischen Moral, heilig spräche. Als kurz nach dem essayistischen Husarenstreich im publizistischen Getümmel während des Golfkrieges ein paar marodierende Brandstifter im wiedervereinten Deutschland Enzensberger zu seinem Schauergemälde vom globusweit schwelenden und nun auch uns erreichenden „Bürgerkrieg“ inspirieren, kostet es ihn nichts, die Menschenrechte – also den moralischen Universalismus, der eben noch den scharfen Angriffskrieg legitimieren sollte, über Bord zu werfen:

*Bald ist die Grenze zur objektiven Heuchelei überschritten; dann erweist sich der Universalismus als Falle (Lau, S. 358).*

## II.

„Windhund“, raunte Martin Walser, Enzensbergers liebevoller Intimfeind in Jahrzehnten. („Er erinnert nur äußerlich an Brecht, wenn er sich als Kirschendieb ins Geäst setzt, aber es ist der Rückzug Nestroys, wenn er, von dort aus, dem ‚apokalyptischen Aas‘ ‚lächelnde Steine‘ in die ‚welken Rippen‘ spuckt“. 1961 gesagt, wiederabgedruckt in Wielands schöner Geburtstagsanthologie, S. 20 f.) Und in der Tat, kann man ernst nehmen, wer so sehr Berufsprovokateur ist? Diesen Karl Kraus'schen Nörgler, der, wenn es nur Effekt macht, seinen Pazifismus mal eben an den Nagel hängt; der sich einen Sport daraus macht, flüchtig zu bleiben, um eine „Legende“ zu hinterlassen? Man könnte ihn als psychologisches Phänomen verstehen oder als hochgeistiges Lästermaul. Oder als genialischen Aphoristiker, der den Fehler hat, seine Instrumente zu überspannen und regelrechte Analysen des Weltgeschehens liefern zu wollen. Man könnte seine rhetorischen Mittel einmal sammeln, die sich bei aller Wetterwendigkeit wenig gewandelt haben, die melodramatisch inszenierten Bilder von Katastrophe, von unüberbietbaren Verfehlungen, von polaren Weltkräften, die sich in Endkämpfen befinden – und ihn dann zum Beispiel der von Fritz Stern beschriebenen Ahnenreihe des modernen, seiner Zeit entfremdeten und gerade darum, aus verletztem Machtstreben, nach Totalumsturz rufenden Intellektuellen eingliedern. (Die

Politik zur ‚Magd der Poesie‘ machen, davon träumte, ziemlich romantisch, der junge Enzensberger der ‚Einzelheiten‘. Man könnte ihn (wie Salvatore und Jensen im Wieland-Band) etwas nobler verstehen als Urenkel von Lichtenberg und Diderot, den großen Lehrmeistern der Inkonsequenz als Lebens- und Schreibhaltung, mit ein wenig größerer Neigung zum Schlagwort vielleicht. Oder als großen Spieler und Selbstversucher, der auch die Welt nicht anders denn als Spiel und große Versuchsanordnung begreifen will. (Wie Joachim Kaiser, Peter Rühmkorf, Peter Schneider und Joachim Sartorius im Wieland-Band.) Man könnte ihm biographisch beizukommen versuchen. Früh, im zarten Schulalter schon, macht sich eine Mischung der Gemütskräfte bemerkbar, die seiner ganzen Karriere den Stempel aufdrückt: Hans Magnus, Augenstern seiner braven („kleinbürgerlichen“), aber aufrechten und der nazistischen Versuchung trotzen Eltern, ist Primus, doch ist er zugleich ein zorniger Harlekin und schadenfroher Tunichtgut (wie in Christian Enzensbergers autobiographischem Roman nachzulesen). Früh rufen ihn die Musen an, doch hegt er eine Passion für Bubenstreiche und verheimlicht das nicht; der Einserkandidat ist auch ein wenig Schmuddelstrolch und notorischer Naseweis. Alt, vier Jahrzehnte alt und entflammter Revolutionär geworden, ist Enzensberger irgendwie dieser blitzgescheite aber eben auch neunmalklugen Spitzbube geblieben. Es ist die alte Geschichte vom arbeitseifrigen und bildungshungrigen Bürgerskind, das Mamas Liebling (also ein Aufsteiger). sein und ihr dabei zugleich eins auswischen will. Ein Beispiel vom großgewordenen Spitzbuben und berühmten ideologiekritischen Essayisten: Die wahren Revolutionäre, sagt Enzensberger mit vierzig – und errichtet den 68ern, die ihre Väter gerade stürzen, neue Überväter – die wahren Revolutionäre von einst, diese „alten Männer der Revolution sind stärker als alles, was nach ihnen kam.“ Keine billigen Faulenzer, deren Gehirne von „Utopien des Müßigganges“ und der „sexuellen Befreiung“ vernebelt sind, keine „kaputten Typen“, die den Joint dem Kapitalertrag vorziehen, keine „ausgeflippten“ Tagediebe mit ihrem „Analphabetentum einer ‚Szene‘, deren Bewußtsein sich von Comics und Rockmusik bestimmen läßt“ (vgl. Lau, S. 93). Sagt Enzensberger, der sich allen Fixierungen entziehende Revoluzzer, der eben auch ein Bildungsbürger nach Maß ist. (Es gehört zum Wesen der Ambivalenz, daß sie sich allen Fixierungen entzieht, um im nächsten Augenblick nur umso heftiger und entschiedener einen Standpunkt einzuklagen. Man könnte Enzensbergers Weg also vielleicht einmal von der Ambivalenz her nachzeichnen. Auch Jörg Lau benutzt gelegentlich das Wort (z.B. S. 93).)

Oder man könnte Enzensberger, methodisch unverfänglicher, historisch betrachten, als gewichtigen ethischen Faktor der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit seit fünf Jahrzehnten. Jörg Lau, Berliner Korrespondent der Wochenzeitung *Zeit*, hat das, seinem Fach gemäß, getan. Er hat wohl getan. Wir haben nun ein Portrait, wie es sich lesbarer, übersichtlicher kaum denken läßt. Wir verstehen nun besser, wie lebensentscheidend – ähnlich wie für Heinrich Böll – das kurze Intermezzo zwischen Kriegsende bis zur Währungsreform war, die Anarchie der Schwarzmärkte, in der Verschlagenheit vieles, Gesetze aber nichts bewirken. Das Leben in einem Land ohne Regierung, das alles verloren hat und sich dabei erstaunlich gut selbst organisiert: Eine Urfahrung. Enzensberger ist noch ohne Abitur, da trägt seine exorbitante Sprachbegabung erste Früchte ein: Als Dolmetscher (und zwischendrin auch als Barmann) bei den Engländern angestellt, wird er zum Versorger der Familie und genießt überhaupt Privilegien – noch 1949 werden diese guten Beziehungen ihm die erste große Auslandsreise ermöglichen.

Laus Panorama eines halben Jahrhunderts öffentlichen Wirkens lehrt, wie sehr Enzensberger, der sich unentwegt durch Vorpreschen oder Kopfstehen Entziehende, Gefangener eines Diskurssystemes mit eigenen Gesetzen war – dem sehr deutsch mit Tiefsinn, letzten Fragen, viel Gewissensnöten beladenen, engen und hitzigen Zankraum in den Feuilletons. Nicht nur, weil seine „Kulturkritik“ sich anfangs wie eine Verlängerung der Adorno’schen ausnimmt; nicht nur, weil die größte seiner Kehrtwendungen, die vom Sturmblasen auf die Bastionen des Rechtsstaates hin zum Lob des Biedermanns, eine Kehrtwendung von der kritischen Theorie hin zu Luhmann war, die nach Habermas’ Punktniederlage

eine halbe Intellektuellengeneration nahm. Nicht nur, weil er mit seinen „Aussichten auf den Bürgerkrieg“ den Katastrophenhunger einer hysterisierten deutschen Öffentlichkeit genüßlich schürte. Wie vieles in den Essays, merken wir jetzt, hat es mehr mit der Konkurrenz um die Krone der „kritischen Intelligenz“ zu tun als mit der Sache selbst, wie vieles erschöpft sich in der virtuosen, aber kurzatmigen Lust an Aperçu und verblüffender Wortwendung. Wir, jedenfalls die Jüngeren, sind froh, daß uns jetzt der junge Enzensberger noch einmal in Erinnerung gerufen wird – die „Anatomie der Wochenschau“ (1957, Lau S.75–79), der brillante kulturkritische Paukenschlag, der Maßstäbe gesetzt hat in seinem Genre; die Analyse des *Spiegel*-Story-Typus (Lau, S. 82 f.), einem Meisterstreich, folgenreich für die deutsche Medienlandschaft wie die Vivisektion der FAZ-Verschweigetechniken (1962, Lau, S. 87 ff.). Enzensberger beherrschte früh die Klaviatur der sezierenden Kritik wie wenige sonst. Früh aber wußte er auch, wie man dabei mehr als intellektuelles Kapital herauschlagen kann: Die kritischen Hiebe gegen die führenden Organe der bundesrepublikanischen Zeitungslandschaft machten ihn zum hochbezahlten Artikelschreiber derselben Blätter, denen seine schnellspitze Zunge zunächst so zusetzte.

Froh sind wir andererseits, daß in *Laus* Buch, dezent, respektvoll und doch nicht unterwürfig, ausgesprochen werden kann, mit welcher theoretisch dürren, dafür moralisch aufgedunsenen Mitteln das Genre (linker) „Kulturkritik“ lange Zeit auskam. Das Ziel der Medien: „Herrschaft“ sichern und verschleiern, punktum; der Neckermann-Katalog: Abbild „gesellschaftlichen Versagens, an dem wir alle schuld sind“ usf. Lau lehrt uns sehen (zugegeben: es ist nicht übermäßig schwer), wieviel Genugtuung in solchen Dekreten liegt, Befriedigung darüber, „daß die Welt übersichtlich bleibt. Wahre und falsche Bedürfnisse, Oben und Unten, Haupt- und Nebensachen liegen am Ende fein säuberlich in ihren kleinen Kästchen“ (93). Lau sagt das Nötige, nicht mehr. Er sagt es ohne Häme und Besserwisserei, eher im Staunen darüber, wieviel Esprit und tagheller Gedankenflug hier mit Naivität und sozialer Ranküne vermischt ist. Er schert Enzensberger nicht über einen – psychologischen oder soziologischen – Kamm. Er bemüht keine vorgefertigten Typologien, sondern entwickelt Erklärungsmuster aus dem jeweiligen Fall. Nur zwei Erklärungsstränge halten die Stationen seines Portraitganges zusammen, auch sie werden nur wie nebenbei bemüht, als Angebot, das der Leser benutzen darf nach gusto. Erste Grundfigur Enzensberger'scher Denktätigkeit: Zerstörung ist Geburtshelfer – oder Bedingung? – des Guten (119, 313 u.ö.). Zweite, damit zusammenhängende Grundfigur: Der Hunger nach und das Mahnen vor finalen Zusammenbrüchen. Kein Einzelfall in der deutschen Nachkriegsgeschichte auch das: Protestmärscher gegen die Wiederaufrüstung der BRD, Anti-Atombewegte und Grüne aber auch nicht wenige kalte Krieger waren beseelt von apokalyptischen Visionen. Lau erlaubt sich hier eine einzige Deutung: Der Hang zur Katastrophe ist der nachgeholt Schrecken vor der realen Katastrophe, die mit Hitler in die Welt trat und die, als er im Führerbunker verschwunden war für alle Zeit, keiner mehr wahr haben wollte aus Scham über das eigene Versagen, über die eigene Angst-Losigkeit (80 u.ö.). Das ist schlicht und doch hilfreich, denn es ist dezent und trübt die vorbildlich klare Präsentation des Materials nicht. Weil es sich nicht in unnötige Spekulationen sozialhistorischer Art verwickeln läßt und doch einen Leitfaden ins Ganze legt.

Wenn man hier, im Grundsätzlichen, etwas vermißt, dann eine dritte Gedankenfigur, den quasi-barocken Impetus Enzensbergers: Die Welt ist ihm oft eine Bühne, das Treiben darauf eine große, halb tragische, halb lächerliche Inszenierung, ein großer Selbstversuch oder ein Riesenspiel, dessen Regeln wir nicht recht kennen und auch den nicht, der sie gemacht hat – falls es so jemand, den Weltregisseur, überhaupt gibt.

*Laus* Zurückhaltung ist ökonomisch und ökonomisch muß er sein – sein Material beherrscht er, doch hat er es wohlweislich begrenzt. Vielleicht, um nicht zu spät zum Jubiläum zu kommen: Nach hinten zu hat es das Buch eilig, fertig zu werden und läßt dabei Enzensbergers Umzug nach München, seine letzte Ehe, einige neuere Bücher, darunter die über Diderot und die für Kinder – immerhin die einzigen

buchhändlerischen Erfolge Enzensbergers – , unter den Tisch fallen. Der Librettist Enzensberger kommt nicht vor, das „Requiem für eine romantische Frau“ und vieles andere auch nicht. Bei einer riesenhaften Produktion wie der Enzensbergers ist solche Sparsamkeit unabdingbar, wenn man schlank und fürs allgemeine Publikum leserfreundlich bleiben will. So nimmt man Laus Buch in einem (wochenendlangen) Atemzug und wird belohnt mit einer instruktiven Skizze des quirligen Hakenschlägers Enzensberger. Schlucken muß man dafür, daß „die 70er Jahre“ ohne Umschweife nur als „die bleiernen Jahre“ auftauchen (292, 297), was auch immer das heißen mag; daß oft von „in Deutschland war man damals“ gesprochen wird, aber nur ein kleiner Zirkel von Linksintellektuellen gemeint ist. Die Fußnotenarbeit ist so zurückhaltend, daß wir es glauben können oder nicht, wenn es heißt, Enzensbergers Dissertationsvorhaben zu Hitlers Rhetorik sei an einer politischen Verschwörung der aus Altnazis rekrutierten Erlanger Professorenschaft gescheitert: Gut, Hans Schwerte war da, aber selbst das ist kein Beleg dafür, daß man Enzensberger einer politischen Intrige wegen abwies – zumal Schwerte ja gerade, um ein anständiges, ja vorbildlich aufgeklärtes Glied des neuen Staates zu werden, seine neue Identität annahm: Ein paar Jahre nach Enzensbergers gescheiterter Promotion reichte Schwerte in Erlangen seine Habilitation ein, in der die nationalistischen Usurpationen der Faustfigur entlarvt wurden. (Der liberale, wenn auch in seinen jungen Jahren sicher nicht untadelige Heinz Otto Burger fällt in eine ganz andere Kategorie, als Lau auf S. 29 insinuiert.) Und wenn man schon aufrechnet mit dem Anspruch eines Historikers, dann sollte man an anderer Stelle, gelegentlich des FAZ-Skandals (87) wissen, daß deren Chef Friedrich Sieburg weiß Gott einmal ein scharfer Hund gewesen ist, der von sich als „Evangelist des Dritten Reiches“ sprach. In Paris (wo er Joseph Roth den Rang ablief) wollte er ein „harter Nationalsozialist“ sein, der es als „seine Aufgabe betrachtete, den Franzosen bei der Überwindung freimaurerischer, jüdischer und englischer Einflüsse zur Seite zu stehen“. Ein paar Jahre später fühlte er sich zum Ritter gegen die alles Gute und Wahre zersetzende *Gruppe 47* berufen – weil er, viel schlimmer als der eher hilflose Schwerte, gar nichts bemängeln, lernen und eingestehen wollte. (1963, zwei Jahre nach dem von Enzensberger entfachten Sturm in der FAZ-Redaktion, wurde der Unbelehrbare in einem Artikel des „Monats“ enttarnt. In der Nachwelt lebte er dennoch als großer Freund der Franzosen weiter, was er ja auch war, auf seine etwas spezielle Weise.) Enzensbergers großer Sprung in Luhmanns Katechismus von der Nicht-Regulierbarkeit der modernen, ausdifferenzierten Gesellschaft hinein taucht bei Lau (294 ff.) auf, als sei es eine persönliche Epiphanie – dabei wechselte damals eine Heerschar von Intellektuellen in derselben Richtung die Fahnen und für Enzensbergers Kuba-Erweckung gilt das nämliche. Es fehlt der Hintergrund zum Portraitierten, die Grundierung, er steht manchmal in einem fast luftleeren Raum. Ein kleiner Abstecher in Henzes Lebenserinnerungen zum Beispiel (eine Zusammenarbeit, die bei Lau auch fehlt) und die Kubavisite hätte ein wenig mehr Kolorit erhalten. Oder etwas mehr kulturhistorische Unterfütterung: Enzensbergers ironisches Lob der Normalität ist nicht seine eigene Erfindung. Es ist eine Variation des Lobes der demokratischen Stabilisierung im Zeichen der liberalen Marktwirtschaft, vorgetragen von Heinrich Mann in der Mitte der ersten deutschen Republik („Die Demokratie war in Deutschland niemals ernstlich bedroht und wird es auch kaum mehr sein [...], weil auch die sogenannten Monarchisten sehr wohl wissen, daß sie nur mit der Republik gute Geschäfte machen können“)

Laus Portraitskizze ist ein schlackenloser Aufriß, kein historisches Gemälde. Die Recherchen führen nirgends über den engen Zirkel eingeweihter linksintellektueller Debattanten rund ums *Kursbuch*, den *Merkur* und die soziologischen Primadonnen der 70er und 80er Jahre hinaus. Die Beschränkung zeigt vielleicht ihre besten Seiten, wo Bekanntes noch einmal, nüchtern und frei von ideologischem Ballast und Sekundärwerk vor den Augen des Lesers durchgegangen wird: Die Seiten über das legendäre 15. *Kursbuch* etwa könnte man dem literaturgeschichtlichen Proseminaristen zur Pflichtlektüre machen. Die Seiten über die *Titanic* – ein Pionierwerk der „Postmoderne“? – vielleicht ebenso. Als Ganzes ist das Buch keine vollständige Monographie, will es nicht sein, wie der Untertitel („Ein öffentliches

Leben“) uns wissen läßt. Und doch, man vermißt etwas auch in dieser Form: Lau bewegt sich versiert in seinem Metier, dem bundesdeutschen Feuilleton. Er will oder kann aber das Naheliegende nicht tun und der Spur nachgehen, die er nur en passant ins Auge faßt: Die Freiheit des Poseurs Enzensberger ist keine Abirrung von den ungeschriebenen Gesetzen des moralischen Diskurses; es ist die Freiheit des Dichters. „Ich bin ein Mensch, kein Baum, daher wandlungsfähig“, rechtfertigt Enzensberger gesprächsweise gerne seinen Chamäleongang durch die deutschen Printmedien – es ist nicht zufällig ein Selbstzitat, die Paraphrase einer Gedichtzeile. Die unter der stabilen Plane des bürgerlichen Gemeinwesens fortlebende Zerstörungslust findet der Essayist Enzensberger 1993, in Gedichten findet er sie schon einige Jahre zuvor („Zur Frage der Bedürfnisse“; „Eigentümlichkeiten des höheren Wirbeltieres“). Der spöttisch-wendische Pamphletist Enzensberger zehrt weit mehr, als wir es dem Buch Laus entnehmen können, von der dichterischen, subversiven oder maskierenden Phantasie. Das Gedicht aber ist für Lau, seinem Thema gemäß, nicht viel mehr als das Dokument einer ethischen Haltung. Der Artist Enzensberger, der Wort Jongleur und Ästhet, für den die Kurzstrecke des Verses die Zirkusmanege ist, in der man Gedanken durch die unmöglichsten Reifen hüpfen lassen kann und das Höchste mit dem Banalen Pirouetten dreht, kommen nicht vor. Die Leitfigur Diderot taucht nur in einem einzigen Nebensatz auf (113), das Diderot-Buch überhaupt nicht. Eine „Legende“ zu hinterlassen ist jedoch eine Frage der Poesie (oder bestenfalls noch der Heiligkeit), nicht der Wissenschaft.

### III.

Leicht sein. Sich erheben wie Robert, das will der Dichter Enzensberger schon lange, seit dem Band *Zukunftsmusik* (1991) vermehrt und *expressis verbis*:

*Was der Berg ist, weiß ich nicht zu sagen.*

*Aber ich sitze auf dem Berg.*

*Für den Blitz bin ich entbehrlich.*

*Er ist mir gegeben.*

*Das genügt*

Höhenlage, Leichtigkeit und Lobpreis der ungedeuteten Phänomene gehören zusammen. Und das Dichtersein:

*Ein Wort in die Luft werfen*

*das Wort schwer*

*ist leicht.*

[...]

*Aber selber so leicht zu werden*

*wie ein Strich*

*eine Silbe*

*ein Zeichen*

*am Himmel*

*eine Minute lang*

*zu schweben*

*ist schwer.*

*Unmöglich  
so hoch oben  
zu atmen*

*während hier unten  
Banditen  
[...] wüten*

hie es damals. Dann träumte der Dichter einmal von einem schwindelfreien und zauberkundigen alten Dachdecker, „der hoch oben / ein unscheinbares Wunder/ zu vollbringen“ hat. Jetzt, im neuen Band, der sich die Leichtigkeit gleich auf den blitzdurchzuckten Himmel des Umschlagfotos setzt, wird alles so leicht, da die Passion für die Höhe nicht mehr vom Verbrechen auf Erden bedroht wird, sondern nur noch mit einem aus dem Ringelnetzarmel geschüttelten Reim bestraft:

*Allen Ballast  
glatt über Bord zu schmeien,  
selten genug  
sich einfach loszureien:  
Selbstbetrug,  
oder ein paar Minuten  
einsamer Flug  
im Schimmer des Absoluten?  
Ein Atemzug,  
dann kommt das Nasenbluten*

„Minuten – Absoluten – Nasenbluten“, Peter Rühmkorf, der erste Mann im Lande, wenn es um den tollen Reim geht, hätte es nicht besser machen können.

Man scheut es sich zu sagen angesichts des noch immer jugendlich quirligen Enzensberger, aber es liegt etwas von Alterswerk in den Gedichten der 90er Jahre. Nicht des bichen Lebensmudigkeit wegen, die zwischendurch auftaucht, nicht der letzten Dinge wegen, die jetzt naturgema zur Sprache kommen. Das war, wenn auch nur in Schlieren und Spuren, schon vor vierzig Jahren da, zwischen all dem Hader mit den Zeitgenossen und der Wohlstandswelt. Nein, Altersstil möchte man es nennen wegen der heiteren Nachlässigkeit, mit der gedichtet wird, der Sparsamkeit, der weggefallenen Scheu, irgend jemandem noch imponieren zu müssen, vor allem aber des vermehrten Hanges zum Selbstzitat wegen: Je gelassener man sich vom Tagesgeschäft entfernt, umso genulicher das Spiel mit den selbstproduzierten Dingen von einst. Das Lob bundesdeutscher (Urlaubs-)Normalität wird zehn Jahre nach den Essays noch einmal angestimmt, nur unangestregter und zynismusfrei:

*Sympathisch nicht unbedingt,  
Sonnenschutzfaktor sechzehn,  
aber glücklich sind wir, ausgestreckt  
in unseren Liegestuhlen, jeder  
für vierzehn Tage ein kleiner Tiberius*

„Der Satz ‚Dieser Satz ist sinnlos‘ / ist nicht sinnlos“ hie es einst – jetzt taucht das als „Ein Kreter sagt: ‚Alle Kreter lügen““ geläufige antike Paradox auf als „Poetik der Lüge“. Das Archivieren im Gedicht geht weiter: Vor zehn Jahren listete ein Enzensbergerstuck verschwundene Berufe auf, vor funfen eines



ausgestorbene Krankheiten (und eines ausgestorbene Wörter wie „Nimbus“), ein neues ist eine Litanei verschwundener politischer Reiche („Länderkunde“). Vor ein paar Jahren bedauerte der Dichter, daß „weit und breit kein Piranesi“ mehr sei, um das „eigentümlich erhabene Schauspiel“ einer Fabrikruine, die unter der emporsprießenden Botanik nach und nach friedvoll begraben wird, in bleibende Kunst zu verwandeln. Heute fängt ein (zauberhaftes) „Grünes Madrigal“ so an:

*Plutonium und Beton –  
natürlich gewinnen die Pflanzen  
immer, im großen und ganzen*

„Restlicht“ waren einst Verse überschrieben, die vom Abend, der zugleich der Abend des Lebens ist, sprachen. Jetzt werfen auf einem Nachtflug „die Wolken, der Haß, / der Wüstensand, die Begierde [...] ein Restlicht zurück / aus einer Quelle, die du nicht siehst“. Damals war ein altes Ehepaar „hartnäckig / wie der Schachtelhalm“, heute ist dieses hartnäckige Pflänzlein („Equisetum“) zum humorvollen Emblem des Bleibenden in der Evolution schlechthin geworden. Das urgeschichtliche Ding aus dem „Devon, Perm, Keuper – / das waren noch Zeiten! // Später dienten der Großmutter / seine zierlichen Triebe, / die schmutzigen Töpfe zu putzen“. Und wieder, wie einst „Unter der Haut“, brodeln Organe und Materie unablässig vor sich hin, alles ächzt und pocht voran unter der Haut der Erde und der des Menschen, innen und außen, ob wir es wollen oder nicht („Es tut sich vieles“). Wieder hat es ihm die Bifurkation angetan, wenn auch jetzt eher deren Erfinder („Genial“). Auf den letzten Seiten von *Kiosk* (1995) kam ein Engel vorbei auf „Visite“ und erklärte dem Dichter, wie unnützlich er doch ist, so im Ganzen gesehen; am Ende des neuen Buches kommt erneut Besuch („Wo ist ihr Ausweis? / Ich habe sie nicht bestellt“) - diesmal es ist der Tod. Oder der Erlöser? Oder Satan? Das wissen wir nicht und der Dichter weiß es wohl auch nicht. Er braucht keine letztgültigen Welterklärungen mehr. Ihm genügen jetzt die Phänomene und die Fragen.

Sein *Mausoleum* hat Enzensberger auch in diesem Band um ein weiteres (ebenbürtiges) Denkmal bereichert. John von Neumann – „Doppelkinn, Mondgesicht, leichtes Watscheln – / das muß ein Komiker sein / [...] Aber wehe, wenn er anfängt zu denken! /“ – steht nun dort zwischen Alan Turing und Kurt Gödel. Doch Enzensberger ist bei allem Textspiel mit Enzensberger auch weitergegangen. Er hat seinen geradezu Brocke'schen Glauben an die poetische Kraft des unscheinbaren, handgreiflichen und wehrlosen Dinges in Natur und Alltag radikalisiert. Er spielt das Nächste, Naturwüchsige und Gewöhnliche jetzt gerne (und ein bißchen mechanisch) gegen das Gewagte, Ferne, Abstrakte, Spekulative aus. Die Vogelfeder, die der Reisende im „Terminal B, Abflughalle“ findet, ist „vollkommener [...] als der hinter dem Isolierglas / auf Position 36 lautlos dröhnende / Jumbojet, den du versäumt hast“. „Wie klein du bist“, spricht der Dichter nach Sonettenart beim Anblick eines „Aesculus hippocastanum“, „wie kindisch, im Vergleich / zu ihrer Majestät, und sie ist reich. / Millionen weißer Hauben streut sie hin, diskret getüpfelt, gelb und karmesin“. Moderne „Zahlungsmittel“ sind „Wunder“, wenn auch „lästige“. „Nichts gegen den Mikroprozessor, / aber wie stünden wir da / ohne das Wasser?“, beginnt ein Gedicht. Es trägt eine Überschrift, die wir als Programm verstehen dürfen: „Das Einfache, das schwer zu erfinden ist“. Und unter der gleichermaßen programmatischen Maßgabe „Leisere Töne“ finden sich die Schlußzeilen:

*Überhaupt, auf die geringfügigeren Gefühle  
ist am ehesten Verlaß*

Es ist eine regelrechte Vollkommenheitslehre des Geringfügigen, die Enzensberger jetzt vor uns ausbreitet:

*Nein, dem Frühstücksei  
kann ich nicht das Wasser reichen.  
es ist perfekt*

Nicht, daß derlei Glaube an die Überlegenheit des Dinges ganz neu wäre bei Enzensberger – daß das „zarte Erdherz, die Sellerie, / menschlicher als der Mensch“ hieß es schon vor vierzig Jahren –, doch ein Glaube ohne den Vorbehalt der Ironie ist erst im Alter draus geworden. Nur eine Prise Humor ist darin, so, als ob der Dichter selbst noch nicht ganz daran glauben kann, wie einfach das Leben und das Dichten manchmal sein kann.

#### **IV.**

*O lieblicher Apfel!  
herrlich und völlig  
verfault,  
kaum versehrte Gestalt –*

*höchstens am Stiel ein wenig eingeschrumpft doch sonst  
bis ins kleinste  
vollkommen!*

So hieß es einmal vor einem Menschenalter, nicht bei Enzensberger, sondern bei einem Großmeister des Dinggedichtes aus der vorherigen Generation. Enzensberger machte aus seiner Bewunderung für ihn das Beste, er brachte fürs heimische Publikum William Carlos Williams ins Deutsche herüber, einen ganzen Band der *Bibliothek Suhrkamp* lang. Zur selben Zeit (1961) plädierte er in Hans Benders später kanonisch gewordener poetologischer Anthologie *Mein Gedicht ist mein Messer* für den Gegenstand im Gedicht (auch ein Text, der bei Lau fehlt). Jetzt, fast vierzig Jahre nachdem er begonnen hat, für sein angestammtes Haus *Suhrkamp* die Poesien der Welt ins berührungängstige Deutschland zu holen, hat er seinem jahrzehntelangen Dialog mit Lehrmeistern, Freunden, Vorbildern und vergessenen Größen aus aller Welt und allen möglichen Epochen ein kleines Denkmal gesetzt – „eher eine Art Collage als ein Kanon“ nennt er es im Postskriptum (einem Musterbeispiel für die heiter überlegene, ‚leichte‘ Intellektualität Enzensbergers); „vielleicht sogar ein Spiegelbild, in dem man das Selbstportrait eines Dichters erblicken kann“. Ein aussortiertes Tagebuch aus der Werkstatt des unersättlich neugierigen Lesers Enzensberger, in das er „Geisterstimmen aus anderen Zeiten, und anderen Räumen“, die ihn nicht mehr los ließen, auf Papier gebannt hat. Übersetzen, Eindeutschen, Nachdichten, Weiterdenken, Imitieren, Parodieren, das alles geht in dieser Werkstatt Hand in Hand und oft auch ineinander über.

*Wie hat der Autor das gemacht? Das können nur Zerstörung und Rekonstruktion lehren. Dabei kommt manches zum Vorschein: die wunderbaren Erfindungen und die heimlichen Mängel, die Zaubertricks und die blinden Stellen.*

So lehrt der Meister. Enzensberger ist kein Dichter in der Grube, er ist ein System, eine Manufaktur, ein Basar, in dem man nimmt und gibt, adaptiert und losschlägt, aufmöbelt und repariert und auch mal jemand übers Ohr hauen darf. Alle großen Dichter, heißt es im Nachwort, wußten, „daß alles Dichten ein Fortschreiben am endlosen Text der Überlieferung, und daß schiere Originalität bloß eine Wahnvorstellung der Moderne ist“. So kann Enzensberger unbesorgt das Williams-Gedicht wieder aufnehmen, ohne fürchten zu müssen, ein Dieb gescholten zu werden. (Auch aus Williams' *Paterson*

hat er ‚geklaut‘: „Die Rose ist grün und wird blühen, / wird dich überragen, grün, fahl- / grün, wenn du nicht mehr sprechen und / nicht schmecken und nicht einmal mehr sein wirst.“) Darum auch nimmt er die philosophische Konversation seines Lebensfreundes Gustafsson über einen Schuh ins Buch hinein und veröffentlicht gleichzeitig (in *Leichter als Luft*) eigene Verse auf einen Schuh. Obwohl Gustafsson in seinem Schuh „Falten darin vom Gehen“ findet und Enzensberger ganz ähnlich in dem seinigen, daß „Runzeln / immer tiefer gingen“. Nicht obwohl muß es heißen, sondern weil: Enzensberger will gerade, daß man Vorstufen und Nachfolger, Vorgänger und Widerparts seiner Dichtungen kennt. Wer sie nicht kennt, liest ein Gedicht mit mehr oder wenig schönen Zeilen, am großen, schier weltumspannenden Dialog der Literatur hat er keinen Anteil.

Wer einen großzügigen melodischen Fluß, das starke Bild, die dichte rhythmische Variation beim Dichter Enzensberger seit einiger Zeit vermißt – hier, in den Transkriptionen, findet man sie. Den melodischen Fluß zum Beispiel in den Neruda-Übertragungen. Sie stimmen allerdings so weit mit den Arendt’schen überein, daß es eher listig ernüchternde, alle Ausrufezeichen tilgende Überarbeitungen jener klassischen Eindeutungen sind. Während Arendt etwa „Desepediente“ dem Original gerecht als „Abschlägig“ überträgt, wird es bei Enzensberger obwohl nur jedes dritte oder vierte Wort anders ist, ziemlich handfest zu „Unanfechtbare Ämter“. Der Korrektor bringt sich, um nur ja vom Vorbild abzuweichen, manchmal selbst in Schwierigkeiten. Arendt:

*Dennoch wäre es köstlich,  
einen Notar mit einer ausgerauften Lilie zu erschrecken  
oder eine Nonne mit einer Ohrfeige umzubringen.  
Es wäre wunderbar,  
mit einem grünen Messer durch die Straßen zu laufen  
und Lärm zu schlagen, bis man tot umfällt vor Kälte  
(„Walking around“)*

Enzensberger korrigiert zu:

*Freilich wäre es köstlich,  
mit gezückter Lilie einen Notar zu erschrecken*

– das ist ein wunderbarer feiner Humor: „gezückt“ hat man ja für gewöhnlich nur einen richtigen Degen oder einen echten Schießprügel. (Ob es so im Original steht, ist eine andere Sache.) Dann aber heißt es: „oder mit einem Schlag meines Ohrs eine Nonne zu töten“. Das ist nicht komisch, sondern kurios. Aber es ist doch, überraschend genug, dem surrealistisch verspielten Original etwas näher: „... con un golpe de oreja“. Die Zeilen 4 und 5 sind (praktisch) identisch mit Arendt, in der letzten Zeile aber findet Enzensberger, der nüchterne Analytiker, die überlegene, ergreifende Metapher: „und bis zum Erfrieren die Luft mit Schreien zu füllen“. Jeden Wohlklang um seiner selbst willen verpönt Enzensberger, jede Opulenz, alles Gesuchte und Undeutliche. Und doch, wiewohl – oder auch: Gerade weil – alles Schwärmerische fehlt, lernen wir Leopardis *L’infinito* neu lesen:

*[...] Horch, wie der Wind  
in diesen Büschen rauscht! Vergleich ich dann  
mit jenem Schweigen ohne Ende seine Stimme,  
dann fällt mir wieder ein, was ewig ist.  
An tote Zeiten denk ich, an die heutigen auch,  
die noch am Leben sind, und ihr Geräusch*

Man fragt sich beschämt, was noch kommen soll, wenn Geniestreiche wie die Eindeutschung von Francis Ponges „Die treue Spinne“ diesem großen Dichter nicht zu dem Ruhm verholfen haben, der ihm gebürt. Und wer von uns würde, Hand aufs Herz, Kenneth Koch, Bertil Malmberg, Roque Dalton, Dino Campana, Gunnar Björling lesen (oder überhaupt kennen), wenn Enzensberger sie nicht für uns entdeckt hätte?

*Er war immer schon da, wenigstens einmal, nie heißt es: Er wird erwartet. Und immer hat er in der Landessprache gesprochen, denn: wer acht Sprachen spricht, braucht die neunte nicht zu fürchten*

Michael Krüger hat so, seufzend, dem Münchener Nachbarn zum Ehrentag gratuliert. Aber nein: „Er war immer schon da“ – gelobt sei er, müßte es heißen. Und daß er manchmal nicht der erste ist, sondern nur so tut und weiß, wo die Lücke zum Überholen ist, verzeihen wir ihm gerne. Wer sie nicht kennt, die Dialogpartner und Originale dieses Einmannweltgesprächs, bleibt Zaungast. Wer sie kennt, wird zum Mitspieler. Zum Akteur am regsten, ideenreichsten, rhetorisch schärfsten Ort der deutschen Nachkriegsliteratur. Enzensberger, Drahtzieher dieses kleinen, aber nach schwindelerregend vielen Weltgegenden offenen Umschlagplatzes, ist am 11. November des vergangenen Jahres 70 Jahre alt geworden. Ungekrönt ist der König der literarischen Ideengeber längst nicht mehr – unlängst hat sogar der *Orden pour le mérite* seine heiligen Hallen für ihn geöffnet. Aus dem Verfassungsfeind von einst ist ein Repräsentant der zweiten deutschen Republik geworden. Ein Internationalist ist er geblieben und, gottlob, ein Ironiker auch. Das Haar ist grau, doch die Zunge schnell und wohlgespitzt wie nur je. Daß er staatsertreu vereinnahmt wird, steht somit nicht zu befürchten.

Sebastian Kiefer, Deutsche Bücher, Heft 1, 2000